

## Rede des Oberlehrers Maas zum 150. Geburtstage Schillers.

Hundertundfünfzig Jahre sind seit Schillers Geburt verflossen, hundertundvier Jahre seit seinem Tod. Wie hat sich in der Zeit die Welt gewandelt! Vieles von dem, was Schiller ersehnte, hat sich erfüllt, manches ist anders gekommen. In natürlichem Rückschlag gegen jene Perioden, die in dem reinen Aufbau einer inneren, idealen Welt ihre Aufgabe suchten, hat sich das deutsche Volk längst der Eroberung und Nützung der sichtbaren, wirklichen Welt zugewandt. Es ist nüchterner und praktischer geworden; politische, soziale, wirtschaftliche Aufgaben bestimmen sein Sein und Streben; durch die anwachsenden Großstädte wogt der Weltverkehr. Auf den Gebieten des geistigen Lebens herrscht die Wissenschaft, voran die Naturlehre und die welt-erobernde Macht der Technik. Der Betätigungsdrang findet heute einen größeren Schauplatz als je zuvor, die Volkskraft kann sich in rastloser Arbeit ausdehnen über die ganze Erde.

Was soll uns da noch der Idealismus der klassischen Zeit? Was kann uns sein mächtigster Vertreter, Schiller, bei der Bewältigung unserer ganz anders gearteten Aufgaben noch helfen und sein? Ist er, wie der jener gemeint hat, bereits eine historische Persönlichkeit geworden, oder steht sein Geist noch lebendig wirkend in unserer Mitte?

Solchen Fragen auszuweichen und Schiller nur in hergebrachter Weise als unseren National- und Lieblingsdichter anzuschwärmen, wäre nicht würdig dessen, der in seinem Leben stets der Wahrhaftigste war. Er selber, der einst das Wort gesprochen: „Der Lebende hat recht!“ würde eine solche Unfreiheit am meisten mißbilligen.

Wir feiern die „eigene, unzerstörbare Lebenskraft“, die in Schiller ist, — heute wie vor hundert Jahren! Wir sollen ihn freilich nicht zum Anwalt einzelner zeitgeschichtlicher Bestrebungen machen, die heute so und morgen anders sind. Aber unter den veränderten Formen jeder Zeit kehren dieselben großen Fragen, kehrt besonders die eine immer wieder: Wie sollst Du leben? Zu der kleinen Schar jener hochgearteten Naturen, die auf diese Frage eine ewig gültige Antwort fanden und lebten, gehört Schiller; auf dem Wege zu den Höhen eines reinen, wahrhaft geläuterten Menschentums zieht er uns und allen kommenden Geschlechtern als sicherer Führer leuchtend voran.

Und diese Frage dringt gerade heute wieder laut durch den Lärm der Zeit. Versunkene Glocken fangen an zu klingen. In der langen, harten Fronarbeit des äußeren, praktischen Lebens sind wir allmählich müde und kalt geworden; unseres eigenen Innern sind wir nicht mehr gewiß, der frohe Glaube an die selbstbestimmende Kraft des Menschengestes ist vielfach geschwunden, wir stehen allzu sehr unter dem lähmenden Banne materialistischer Theorien. Und doch, immer wieder sehnt sich die arme, geduckte Seele nach Persönlichkeit, immer wieder erwacht die Angst des Kulturmenschen, zu einem bloßen, toten Maschinenrade zu werden in diesem großen Getriebe. „Wer reicht mir die Hand beim Versinken ins Reale?“ So hat schon Goethe geklagt nach Schillers Tod, und das Echo dieser Klage tönt heute vieltausendstimmig, angstvoll wieder. Nach einem Leben in dumpfen Niederungen ist das Bedürfnis nach einer Anschauung der Dinge aus der Höhe der Idee wieder lebendig geworden, auch im Reiche der Kunst.

Und diese veränderte Auffassung, dieser neuerwachte, starke Zug zum Idealen, hat für eine tiefere, einheitliche Betrachtung Schillers im Sinne der vorhin gestellten Frage heute so wie vielleicht noch nie den rechten Boden bereitet.

Man hat lange nur die einzelnen Seiten seines Wesens und Wirkens ins Auge gefaßt: den Dramatiker, den Lyriker, den Geschichtsschreiber, den Philosophen. Aber wir müssen ein Verhältnis gewinnen zu dem ganzen Mann. Wir müssen an ihn herantreten mit der Frage: Friedrich Schiller, wer warest Du in der Ganzheit Deines Wesens, und wer bist Du mir? — Über alle seine einzelnen Werke, über seine Welt- und Lebens-

anschauung hinaus geht an Wert und Bedeutung sein Leben selbst. Denn was er geglaubt und gelehrt, das hat er gelebt. Und so tritt denn der ganze große Mensch, der in gewaltiger Arbeit sich emporringt zur Klarheit und Wahrheit, als einer, den wir nicht entbehren können, vor unser Leben und unsere Zeit.

„In der Kunst und Poesie ist die Persönlichkeit alles!“ sagt Goethe. So ist alles Große und Herrliche auch in Schillers Werken nur aus seiner Persönlichkeit zu verstehen, aus seinem Leben, seiner Werke gewaltigstem. Der Geist seines Lebens aber ist die höchste Anspannung des Willens, der die eigene Vollendung rastlos sucht. Die selbstschöpferische, selbstveredelnde Macht des Menschen über sich, das ist die große Offenbarung in dieser Persönlichkeit. „Die Idee der persönlichen Kultur als Vollendung des Menschentums hat Schiller entdeckt und gelebt, ja man darf sagen, er ist für sie gestorben, denn er hat in dem unablässigen Ringen um sie seinen Körper verbraucht.“

Um so heiliger muß uns die Botschaft sein, die er uns hinterlassen hat. Und wie lautet diese Botschaft?

In gewolltem Gegensatz zu dem finsternen, drakonischen Pflichtgebote Kants faßt Schiller das Originale seiner Idee in die Form, daß wir streben sollen, ein schöner Mensch zu werden. Um den Sinn dieser Worte recht zu deuten, wird man fragen müssen, was denn das Häßliche im Menschenleben sei. Häßlich ist alles Unterdrückte, Einseitige, Verkrüppelte. Die „schöne Seele“ aber läßt alle Kräfte des Menschen, die sinnlichen und die geistigen, in harmonischem Zusammenwirken ganz und frei „ins Spiel“ treten. Von der Höhe dieses Gedankens aus entwirft uns der Dichter ein ergreifendes Bild von der traurigen Einseitigkeit und Zerrissenheit des Lebens, zu dem die moderne Kultur den Menschen verdammt hat. Und dieses Bild hat auch für unsere Zeit noch nichts von seiner furchtbaren Wahrheit verloren. Zu einem jeden, der in dem zerstückelnden Gewirre des modernen Lebens nach einem sicheren, freien Standpunkt sucht, redet es auch heute noch eine erschütternde Sprache.

Unablässig ist das Leben an der Arbeit, uns zu zerteilen und zu verstümmeln. Die Harmonie, die Ganzheit des Menschenwesens, wie sie der Grieche in allen Erscheinungen seines Lebens ausprägte, ist bei keinem „einzelnen Neueren“ mehr zu finden. Woher dieser Wandel? —

Nicht in matter Umschreibung, mit der Anschauungs- und Überzeugungskraft seiner eigenen Worte soll uns der Dichter die Antwort geben!

„Die Kultur selbst war es, welche der neueren Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der anderen das verwickelte Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte notwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. . . . Der intuitive und der spekulative Verstand verteilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern. . . . Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten, der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, — ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. . . . Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem anderen den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, . . . darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemütes vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar das kraftvolle Genie wird die Grenzen seines Geschäfts nicht auch zu Grenzen seiner Tätigkeit machen, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Anteil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft. . . . So ist bei uns das Bild der Gattung in den Individuen in Bruchstücken auseinandergeworfen, sodaß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. . . . Wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, nur mit matter Spur angedeutet sind. . . . Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt.“ —

Sind das vergangene Zustände? Ist es nicht, als spräche da einer unserer Zeitgenossen über den heutigen Tag? Ja, der gesonderten Fächer und Fachmenschen, der Spezialisten, die sich ganz in ihren engen „Beruf“ einspinnen und dem großen Ganzen innerlich fremd gegenüberstehen, sind noch mehr geworden von Jahr zu Jahr. Als unfreie „Knechte“ der Kultur verbringen wir so unser Leben in angestrenzter Arbeit und suchen abends unsere Erholung meist nur in einem äußerlichen, ideenlosen Genuß.

Diesen Zerrbildern des wahren Menschentums, diesen traurigen, toten „Menschenfragmenten“, stellt Schiller das Ideal der „schönen Seele“ gegenüber, die lebendige Persönlichkeit, den freien, ganzen Menschen, der in sich selber den Grund seiner Geltung trägt. Nicht wie ein Lasttier in dumpfem Zwange geht er stöhnend dahin unter dem Joche der Pflicht, sondern mit Freude tut er seine Arbeit, „mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihm handelte.“ Die sittliche Denkart ist ihm zur Natur geworden, Sinnlichkeit und Vernunft. Pflicht und Neigung fallen bei ihm zusammen. Seine Arbeit ist sein Genuß. Zu einem harmonischen Kunstwerk hat er sein Leben geädelt. —

Und der Weg zu dieser großen Harmonie des Menschenlebens geht „durch das Morgentor des Schönen.“ Das Spiel der Kunst gibt uns die Ganzheit unseres Menschentums, die das Leben „in Stücke riß“, wieder zurück. Denn die Kunst mit „ihren unsterblichen Mustern“ setzt den ganzen Menschen, die „Totalität“ seiner Kräfte, in Bewegung, sie spricht zu Geist und Gefühl zugleich und ist so imstande, den modernen Kulturmenschen aus der Zersplitterung seines Wesens zu lebendiger Einheit zurückzuführen. Die Harmonie von Natur und Gesetz, von Sinnlichkeit und Vernunft, die im konkreten Leben für den ringenden Menschen nur eine Idee bleibt, eine Aufgabe, die er auf Erden nie restlos lösen kann, die tritt ihm im Reiche des schönen Scheins entgegen als Wirklichkeit. Und gerade in diesem symbolischen Sinne als lebendige Darstellung und harmonische Einung der unser Leben zerreißenen Triebe ist die Kunst ein gewaltiger Faktor der Kultur. Sie hält uns das Ideal des wahren, ganzen Menschentums immer wieder ermutigend vors Auge und sorgt, daß die Sehnsucht nach ihm und die frohe Schaffenskraft uns in des Lebens Drange nicht verloren gehen:

„Aber sinkt des Mutes kühner Flügel  
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,  
Dann erblicket von der Schönheit Hügel  
Freudig das erflogene Ziel.“ —

Das sind die großen fundamentalen Gedanken der Idealwelt Schillers. Sein noch lebender Urenkel, der Freiherr von Gleichen-Rußwurm konnte wohl mit Recht sagen: „Wer sie betrachtet, gleicht dem Jüngling der Sage, der in den Brunnen sieht, aus dem das Leben quillt.“ — Aber so dachten und denken nicht alle. Dem Jahrhundert der Naturwissenschaften mit seinem Trieb nach realem Wirken und Genuß wurde es schwer, sich in die abstrakte Gedankenwelt des Dichters zu finden. Sein lebensstarker Idealismus gilt vielen nur als ein schöner, gefühlsseliges Traum. Wenn weltflüchtige, tatenscheue Schwärmer, um sich über die eigene Erbärmlichkeit hinwegzutäuschen, sich an großen Worten von Freiheit und Hoheit berauschen, dann soll das Schillersche Idealismus sein. Wie würde seine herbe Mannessele diese Philister verachten! Der wahre Grundgedanke des Schillerschen Idealismus ist die große Idee der freien Selbstbestimmung, ein fester Wille zur Tat, ein sicherer Standpunkt zu leben. Kein anderes Ziel haben unter hartem Mühen und schwerem Seufzen alle jene gesucht in denen ein reines Menschentum nach Leben und Freiheit rang.

Und dieses Ziel steht schon dem Jüngling Schiller klar und leuchtend vor der Seele. In seiner Kritik der Bürgerschen Gedichte stehen die denkwürdigen Worte: „Alles was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln und zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft.“

Wäre es indessen bei dieser bloßen Forderung geblieben, die Schiller an den Dichter und an alle Menschen richtet, es würden doch die vielleicht recht behalten, die ein solches Verlangen als eine unerreichbare, lebensfremde Schwärmerei zurückweisen. Aber es kommt eins hinzu, und an der Tatsache kann keiner vorüber: er hat selbst gelebt, was er gelehrt; neben seinem Ideal steht als dessen Verkörperung auch zugleich sein eigenes Leben.

„Wer ein Heldengedicht schreiben will, -- sagt Milton -- der muß zuvor sein Leben zu einem Helden-  
gedichte machen!“ Und Schillers Leben ist ein Heldengedicht, ein Drama, eine Tragödie voll ernster Kämpfe  
gegen „den Widerstand der stumpfen Welt“ und gegen die rebellischen Dämonen der eigenen Brust. —

Schon gleich am Eingange seines Lebens erwarten ihn Kampf und Not. „Durch eine traurige düstere  
Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne  
Bewegung der ersten werdenden Gefühle.“ Ein gewaltiger Freiheitsdrang lebt in seiner Brust, und acht lange  
Jahre muß er weltverlassen auf der „Sklavenplantage“ seines despotischen Herzogs unter einer harten, un-  
würdigen Kasernenzucht verbringen. „Dem Vaterlande als Gottesgelehrter zu dienen“, war nach eigenem  
Geständnis sein und seiner frommen Eltern sehnlichster Wunsch, und einer fürstlichen Laune muß er diese  
Neigung wie ein Spielzeug opfern. Er wird Jurist, aber „die trockene, positive Jurisprudenz“ läßt ihn kalt und  
leer. Er entschließt sich zum Studium der Medizin, aber „voll Leidenschaft für die Dichtkunst, stark und feurig  
wie die erste Liebe“, weilen seine Gedanken am liebsten in der Welt des schönen Scheins, er will für einen  
guten „tragischen Stoff seinen letzten Rock und Hemd mit Freuden geben.“ Wie glüht ihm das Herz, wenn er  
in seinem Plutarch von großen Menschen liest, und er lebt in der Insektenwelt eines kleinen „tintenklebenden  
Säkulums.“ „Mit der glühendsten Empfindung“ umfaßt der Unerfahrene „die halbe Welt“, und am Ende muß  
er fühlen, „daß er einen Eisklumpen in seinen Armen hielt.“ Da ist's mit seiner Geduld vorbei. „Die Indignation  
seiner verletzten Menschenwürde“ blitzt drohend auf in den vulkanischen Ausbrüchen seiner „Räuber.“ Schon  
will er nach höheren Kränzen greifen. „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko soll bleiben!“ ruft er  
tatenfroh. Da fordert der herrische Wille des aufgebrachtten Herzogs von ihm für immer Verzicht auf seine  
ganze schöpferische Tätigkeit: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödien mehr.“ Und Karl  
Eugen pflegte nicht zu spaßen. Der Hohenasperg, auf dem der arme Schubart schon fünf Jahre gefangen saß,  
redete eine deutliche Sprache. So mußte sich Schiller zur Flucht entschließen, um die Freiheit seines Genius,  
seine innere Würde zu retten. Mit blutendem Herzen riß er sich los von Heimat und Elternhaus. Als der  
Flüchtling mit seinem Freunde Streicher heimlich aus Stuttgarts Toren in die Nacht hinausfährt, flammt des  
Herzogs Lustschloß Solitude gerade im Glanze einer festlichen Illumination. Da erkennt er in dem hellen Feuer-  
schein die Umrisse des elterlichen Hauses und bricht schluchzend zusammen mit dem Ausruf: „O meine Mutter!“

Ja, es war ein schwerer Abschied! Schillers Flucht ist eine wahrhaft heroische, sittliche Tat: Heimat-  
los, mittellos, als „Deserteur“ geächtet, zieht der Mutige hinaus in die fremde Welt, „nur horchend auf den Laut  
der großen Natur in seiner Brust“. Nun folgt ein langes, ruheloses Wanderleben, Not und Neid sind seine Weg-  
genossen. Aber dem Glauben an seinen inneren Beruf bleibt er in allem Elend treu.

Streicher schließt den Bericht über diesen traurigen Abschnitt im Leben seines Freundes mit den  
Worten: „Schiller übte — was wenige Dichter tun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und be-  
folgte den Vorsatz des Karl Moor: Die Qual erlähme an meinem Stolze! unter Umständen, in denen jeden  
anderen die Kraft verlassen hätte.“

Und wie leicht doch konnte der vom Ruhm Gekrönte mit seinem Talente sich als Theaterdichter zu  
Mannheim ein sorgenfreies Leben zimmern, wenn er nur nach äußerem Erfolg und klingendem Erwerb ge-  
trachtet hätte!

Aber die Kunst war ihm ein heiliges Priestertum, kein bloßes Spiel und Geschäft. In ihre Geheimnisse  
immer tiefer einzudringen, war sein heißestes Bemühen. Nachdem er in „Kabale und Liebe“ der schmerzvollen  
Enttäuschung seines reinen Menschenglaubens noch einmal Luft gemacht hat, verläßt er die verheißungsvolle  
Bahn und wendet sich in „Don Carlos“ höheren Gebieten zu. „Es begann für ihn, — wie Goethe sagt — die  
Zeit sittlicher und wissenschaftlicher Auferbauung.“ Die freudige Ergriffenheit von den großen Aufgaben des  
Menschentums leitet ihn auf einen langen, harten Weg der Selbstbildung. „Kopf und Herz — so heißt es in  
seinen Briefen — vereinigten sich zu dem herkulischen Gelübde, die Vergangenheit nachzuholen und den edlen  
Wettlauf zum höchsten Ziele von vorne anzufangen.“ Das hat er gehalten. Freiwillig spannte er den Pegasus  
ins Joch. Ein ganzes Jahrzehnt lang entsagte er im Gefühle drängender Dichterkraft aller dramatischen Er-  
zeugung, bis er sich durch das Studium der Geschichte eine tiefere Welt- und Menschenkenntnis, durch das

Studium der Philosophie das Reich des Gedankens erobert hatte. Erst am 22. Oktober 1796 vermerkt sein Kalender: „An den Wallenstein gegangen“; erst nach vollen zehn Jahren also war der Dichter des „Don Carlos“ wieder in seinem eigentlichen Elemente.

Fürwahr, ein Beispiel von Selbstentsagung zum Zwecke der Selbstzucht und Selbstbildung ohnegleichen in der Geschichte!

Und als es nun endlich klarer und stiller ward in seiner Seele, als das Behagen eines eigenen Herdes und einer halbwegs gesicherten Lebensstellung ihn umgab und er mit einer gewissen Schüchternheit es wagte, sich nach seinen bescheidenen Ansprüchen glücklich zu fühlen, da bricht die verheerende Krankheit, zu der sein Bau ihn längst disponierte, aus ihrem Hinterhalte hervor. „Jetzt beginnt, wie er sagt, dieser fortdauernde Schmerz auf der Brust, der durchaus nicht weichen will.“ Seit diesem Jahre 1791 wandelt er im Schatten des Todes. Und er ist sich, schon als Arzt, über seinen hoffnungslosen Zustand völlig klar.

Wer könnte ohne Wehmut einen Blick werfen auf den langen Weg des beispiellosen Martyriums, das jetzt beginnt, beisslos nicht durch die Fülle der Leiden, sondern durch die heldenhafte Geisteskraft, die durch sie zu wachsen scheint!

Fortan lesen wir in seinen Briefen an Körner, an Goethe Bemerkungen wie diese: „Gebe der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, daß so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Wert für mich behalte“ — „ich muß mich darein ergeben, daß meine Gesundheit mir die besten Freuden verdirbt“ — „meine Krämpfe erlauben mir kaum, das Haus zu verlassen; ich existiere nur im engsten Familienkreise“ — „hätte ich nur zehn Wochen Gesundheit, so wäre der Wallenstein schon fertig“ — „meine Schlaflosigkeit raubt mir immer den dritten Tag“ — „mit zerstörtem Kopf muß ich oft wochenlang pausieren“ — „einen Tag der glücklichen Stimmung muß ich mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und Leidens büßen“ — „sowie das Eis wieder anfängt aufzutauen, geht auch mein Herz und Denkvermögen wieder auf, das leider in den kalten Wintertagen ganz erstarrt war“ — „ich will mich ganz zufrieden geben, wenn mir Leben und Gesundheit nur bis zum fünfzigsten Jahre bleibt.“ —

Welch ein Kampf des Geistes gegen die Materie! Er dauert vierzehn Jahre!

Und von eben diesem Jahrzehnt der Kränklichkeit gilt ja, was Goethe von Schiller erzählt: „Alle acht Tage war er ein anderer und vollendeter; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil.“

Gerade diese Jahre der Krankheit sind die Zeit seines reifen, fruchtbaren Manneschaffens. Wo kleine Seelen erschaffen und selbst große Geister der Welt gram werden, da wuchs diesem Lebenskämpfer nur der siegesfrohe Heldensinn. Mit verdoppelter Schaffenskraft schuf er ein neues Werk nach dem anderen, — und „nicht etwa Schöpfungen einer überreizten Phantasie, nicht durchzogen vom Hauche der Bitterkeit und des Weltschmerzes, nicht blasse Schemen einer sinkenden Gestaltungsmacht, sondern Werke von wunderbarer Klarheit und Reinheit, Offenbarungen einer starken Seele, die mit hoher Gefäßtheit den Widerstreit zwischen Lebenwollen und Leidenmüssen in sich geschlichtet hat und fest und sicher die Schatten des Todes heranschreiten sieht.“

Jeden Augenblick ergreift er nun, als wäre es der einzige, letzte. Der uns verbliebene Kalender, in den er die Angaben über den Beginn seiner Arbeiten, ihren Fortgang und Abschluß einzutragen pflegte, zeigt deutlich, mit welcher fieberhaften Anspannung er von dem einen zum anderen fortgeeilt ist, als müsse er jede Stunde auskaufen, die ihm noch beschieden ist.

Alle seine Meisterwerke: der „Wallenstein“, „Maria Stuart“, die „Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“, der Riesentorso des „Demetrius“, seine großen Balladen, das „Lied von der Glocke“ entstanden in dieser Zeit.

Wahrlich, angesichts eines solchen Leidensganges, einer solchen Geisteskraft und Seelenhoheit möchten wir mit Hebbel ausrufen: „Der heilige Mann!“

Zu voller Verklärung erhob sich dieses Heldentum im letzten Winter seines Lebens. Der Sohn des Homerübersetzers Voß, der öfters eine Nachtwache bei ihm übernahm, gibt uns folgenden Bericht: „Schiller war die Sanftmut und Milde selbst. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie heiter und

männlich ertrag er es! Als ob er sein Ende vorausgeföhlt hätte, so durchdrang eine unaussprechliche Güte sein ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urteilen und Empfinden. Es war ein wahrer Gottesfriede in ihm.“

Wie muß der Mann im Stillen mit sich gerungen haben, bis er aus dem leidenschaftlich gespannten Innenleben seiner Jugend zu dieser Abgeklärtheit, zu diesem hohen Menschentum voll gehaltener Kraft und heiterer Freiheit gelangte!

Und wie schwer mußte es dem Schaffensfrohen mit dem gewaltigen Lebenswillen fallen, sein Herz so früh von dieser Erde abzuwenden! Gerade in den letzten Jahren, als die Vermögensumstände günstiger wurden, schien alle Schönheit der Erde dem Dichter noch einmal verlockend die Arme entgegenzubreiten. Wie sehnsüchtig wünschte er nur einmal das Meer zu sehen! Wie strebte sein Herz nach den Bergen seines Tell.

Aber mit Recht sagt auch der geistesverwandte Brite Carlyle von ihm: „Manche seiner späteren Gedichte atmen eine unaufhörliche, stets wachsende Sehnsucht nach einer Lösung des Lebensrätsels. Sein feuriger Geist konnte keine Befriedigung im Sichtbaren finden, er strebte hinweg, ein anderes Land zu suchen, und schaute mit unaussprechlichem Verlangen nach der sicheren und lichten Heimat jenseits des Horizontes dieser Welt. Es war für ihn kein Grund vorhanden, seinen Tod für so nahe bevorstehend zu halten, aber wir bemerken leicht, daß die erhabenen und schrecklichen Geheimnisse des Sterbens seiner Natur längst vertraut waren.“

Gewiß, doch er war ein Mensch, die Erde hielt ihn fest mit den heiligsten und ehrwürdigsten Banden. Er hatte Kinder, vier, die er innig liebte, er hatte eine zarte und vielfach leidende Frau, der mit ihm in ihrer Mittellosigkeit die beste Stütze dahinsank. „Ein solches Häuflein Kinder, wie ich es um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen,“ schrieb er an Humboldt. Für sie wollte er noch leben und arbeiten! Und welch fröhlicher Schaffensdrang lebte noch in der kranken Brust! Selbst in den letzten Nächten vor seinem Tode sprach er viel von neuen Entwürfen, meist vom „Demetrius“. Nach dem Berichte seines Schwagers von Wolzogen war der große Monolog der Marfa das Letzte, was seine Hand geschrieben, man sah die Reinschrift nach seinem Tode auf dem Schreibtisch liegen.

Nach dem 5. Mai ging es mit seinen Kräften schnell bergab. In seinen Fieberträumen glaubte er oft schon tot zu sein; er fühlte sich, in Dunkel gehüllt, vor Gott, um ihm die Rechenschaft seines Lebens abzulegen. Noch am 9. Mai, des Morgens, richtete er sich auf und sagte einige Male das lateinische Wort ‚iudex‘, Richter, dabei war sein Blick freundlich, als hätte er eine liebe Erscheinung. Das soll nicht erwähnt werden, weil wir von diesen Vorgängen erst neuestens Kunde erhalten haben, sondern darum, weil sie für Schiller so außerordentlich charakteristisch sind: Das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Führung seines Lebens, für die Verwendung seiner Kräfte beherrscht ihn bis in die letzten Augenblicke seines Lebens. Aber sein Bewußtsein ist bei der Vorstellung einer ihm auferlegten Rechenschaftsabgabe nicht geängstigt, sondern die träumende, den Tod vorausempfindende Seele fühlt das Auge des Weltenrichters freundlich auf sich ruhen.

Am Nachmittag des 9. Mai fuhr es plötzlich wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, sein Haupt fiel zurück: er streckte sich leblos in die Kissen.

Seine Totenmaske ist noch vorhanden: sie zeigt ein Antlitz voll wunderbaren Friedens, nur in den zusammengezogenen Augenbrauen scheint die Spur seiner Leiden erhalten.

„Das war ein prächtiger Mensch“, sagte Goethe, „und bei vollen geistigen Kräften ist er von uns gegangen“.

Ja, bei völligen geistigen Kräften, im 46. Lebensjahre, im besten Manneschaffen. Aber dieser frühe Tod, der den Helden mitten aus seiner Siegesbahn, aus einer Welt neuer, großer Entwürfe reißt, erhöht noch den Eindruck des unendlichen geistigen Strebens, den uns sein Leben macht.

Das ist Schillers, des großen Menschen, „Ideal und Leben“!

Auch des Dichters Bild. Denn seines Heldenlebens Geist weht auch in seinen Werken, seinen Dramen. Männer, willensgewaltige Herrennaturen, wie er selbst eine war, begegnen uns da auf Schritt und Tritt, von Karl Moor bis zu Tell und Demetrius. Sie können wohl leiden und stürzen, aber „sie wimmern und winseln nicht, sie wollen und wagen, sie greifen drein und schlagen drein, wo's gilt, sie bleiben aufrecht, mannhaft auf sich selbst gestellt, bis der Tod sie fällt“. Noch eher als von Corneille hätte Napoleon von Schiller die Worte

sagen können: „Wenn er noch lebte, ich würde ihn zum Fürsten machen, denn die Tragödie, wie er sie verstanden, kann und muß Helden schaffen.“ —

So ist Schillers große Kunst nur seines großen Lebens Spiegelbild, der Mensch und der Dichter ist einundderselbe.

Und in dieser heroischen Einheit erhebt sich seine gewaltige Gestalt zu neuem Leben mahrend vor unserer Zeit.

Das Wahre und Lebenskräftige seines Idealismus, die herbe Männlichkeit seines Wesens, ist jetzt ganz anders erkannt und anerkannt, als noch vor wenigen Jahren. Was Fritz Lienhard am Schlusse seines Schillerbüchleins sagt, ist heute nicht mehr die Meinung eines einzelnen: „Die Welt wäre sehr viel ärmer, wenn wir nicht Schillers Lebensführung und Schillers Gedankenstärke vorbildlich neben Goethes Künstlerwelt in unserer Mitte hätten . . . Vollends unserer Nation als Gesamtheit und Charakter ist Schillers Metall unentbehrlich. Denn Goethes beschauliche Tätigkeit fördert zwar Kunst und Wissenschaft; Goethetum allein aber fördert nicht die straffe Zuschlagskraft sittlichen Handelns. Neben dem religiösen Fühlen und künstlerischen Schauen ist als dritte Eigenschaft das sittliche Wollen unentbehrlich: zum Vereinzeln und Auflösen muß die gläubig zusammenfassende Tat treten, als die eigentliche Erfüllung. Darum muß gerade heute zu unserer feinen Vorliebe für Goethes kostbar-tiefe Weltspiegelung der hochgereckte Schiller hinzukommen und im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts vielleicht neue großgeistige Mischungen erzeugen.“

So möge denn auch in u n s sein Geist zu neuem Leben sich erheben!

Vor allem aber möge er in D e i n e Seele, blühende Jugend Du, die Feuerflocke seiner heiligen Begeisterung werfen, das Feuer „jener Jugend, die uns nie entflieht“!

Von seinem Umgange mit dem Lebenden hat Goethe einst bekannt, daß er „wie ein neuer Frühling“ auf ihn wirkte. Und diese verjüngende Lenzeskraft wird auch Dich heute noch anwehen bei dem geistigen Verkehr mit ihm. Laß denn in Dich überströmen seinen tatenfrohen Glauben an alles Große und Schöne, seinen grimmigen Haß gegen alles Niedere und Gemeine, seinen heroischen Pflicht- und Arbeitsernst, der selbst den sterbenden Körper noch zum Schaffen zwang!

Und die Worte, die Charlotte von Schiller nach des Gatten Tode zu ihren Kindern sprach, die möchte ich besonders Dir am heutigen Abende laut hineinrufen in Ohr und Herz, auf daß sie wiederklingen drin Dein ganzes Leben lang: „Lasset Euch sein Beispiel lehren, wieviel ein Mensch über sich vermag!“ —